

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollerbräu.

24) Roman von R. von Seydlitz.

Unruhig lief Ringelmann diese Tage umher und sann, woher das Unglück kommen mochte; und es mußte ja noch etwas kommen, das lag ja in der Luft; Unglück kommt nie allein.

Eines Morgens aber rannte er ins Bräustübel hinauf, wo Kasfl seine Ruhestunde genoß, und da er sich dort mit ihm allein sah, schrie er ihn an:

„Du Kasfl, weißt was g'schieht? Eben sagt mir's a Bankier, den i kenn, Mindelheimer, — er weiß's für g'wiß, sagt er; der Haas is da, — in München, und richt' a Brauerei ein; 's Geld hat er schon, a paar Spekulanten haben's ihm borg'schossen; — jetzt, — was sagst da derzu? Gel' da bist bass!?“

Und er warf sich auf einen Schemel. „Aus is's jeh' mit aner neuen Brauerei für uns! . . . Aus is, und für lange! Und i hab so glaubt, — mir zwa wern amal mit-sammen was anfangen . . .“

Und in seinem Schmerz geberdete er sich wie unsinnig, daß der Kasfl nur so schauen mußte. So hatte er den Ohm nie gesehen.

Natürlich, Ringelmann hatte ja wohl Grund zu zweifeln. Denn sein Protektor Mindelheimer hatte ihm die Nachricht in hellem Zorn auf der Straße zugeschrien, mit dem grimmigen Zusatz: „Das haben Sie jetzt von Ihrer Zauderei, Ringelmann; jetzt ist's aus mit unsrem Plan. Wenn Sie mir bis morgen nicht den Ebelein dazu bringen, daß er verkauft, beteilige ich mich beim Haas. Kapital kann nicht warten. — Oder,“ hatte er höhrend dazugesetzt, „verhindern Sie das Haas'sche Projekt. 's steht ganz bei Ihnen. Adieu, Herr Ringelmann!“

Für Kasfl war's aber auch zu toll. Der Haas in München — als Besitzer eines Konkurrenzunternehmens, — und — und die Ag — nein, das war mehr als einer vertragen kann!

Nachdem das erste heftige Reden vorüber war, saßen sie und sann in Verwirrung.

Da hörte man unten im Hofe Stimmen: der Alte selber war da und spektakelste gewaltig. Endlich hörte Kasfl seinen eignen Namen:

„Also is der Gärührer dran schuld. Ruft mer den Hegebart! Wo is er, der Kasfl?“

Kasfl eilte erstaunt hinab. Was war denn da los? — Ringelmann trat ans Fenster und lauschte.

Kaum war Kasfl unten, da fuhr Ebelein ihn an: „Mußt denn Du an alten,ranken Mann gar so eilig ins Grab bringen? Du bist's g'we'n und ia andrer net. Da geh' her und antwort.“ Und er faßte mit zitternder Hand den Herantretenden beim Ärmel seines „Hagelbuchenen“ — der Scherzname für den Werkittel der Kellerburschen —, und zog den Erstaunten zum Gärteller. Die Expedition ging langsam, denn trotz des Kriechstods trat der Alte nur stolpernd auf: der Fuß, der ihn schmerzte, stak in einem Filzschuh. Und an der Thür des Kellers machte er Halt, lehnte sich gegen den Pfosten und fing das Examen an.

Ringelmann oben lauschte mit allen Ohren.

„Jeh' wiß'n mer's, wo's fehlt; seit a paar Monaten hat wer was nei'g'schütt't in die Bottich. Und drüb'n in der Maischpfaun' a. — Und wer's nei'than hat, des bist Du g'wen, Kasfl. G'steh's mit, 's hist' Der nig!“

Kasfl in seiner Unschuld war so verdutzt, daß er lange gar nichts begriff. Er sollte — er! — etwas — das heißt also, etwas Verdächtiges, Ungehöriges in die Bottiche gethan haben?! Er selber sollte der böse Geist gewesen sein, auf den der Alte ihn damals aufmerksam gemacht hatte?

Der Alte zögerte nicht mit Beweisen:

„Die Bücher, die Du gelesen hast, — die Lehr'n 's Panschen; i kenn's! — die Flaschen da untern Bottichen, das sind Deine! Von Dir sind's, leugn's net. Da schau her, da is eine!“

Er griff nach einer Flasche, auf deren Etikette „Antirheuma“ stand; es war allerdings eine Flasche in der einmal

eine Einreibung gewesen war, die Kasfl im Herbst gegen 's Reußen gebraucht hatte.

„Und was jeh' in dera Flasch'n drin is oder drin war, des kenn' mer jeh'. — Hier der Professor Kiebling schreibt's. I les der's vor, daß D' Di net ausred'n kannst.“

Und nun kam das Urteil des Professors zu Tage. In der Würze, wie in den gärenden Bottichen war gepanscht worden. Der Professor berechnete aufs Gram, was alles hineingethan war: hier ein paar Hände voll Kochsalz, das die Kohlensäure wegnimmt, dort sorgfältig präparierte Labatslange und noch andres ungläubliches Zeug, zu dem die geheime Wissenschaft der Boshheit ein Zutrauen hat.

Ringelmann gratulierte oben am Fenster im stillen dem Professor. Es war beinahe alles wahr! Und zugleich ahnte er, daß der Lump, der Toni, um sich zu retten, den neuen Gärührer Kasfl planmäßig in die Patsche geführt hatte. Wie aber sollte das nun für ihn, Ringelmann, ausgehen?

„Und jeh' weiter,“ rief Ebelein, das Papier wieder zusammenfaltend, „Jeh' geh'n mer zu dem Fenster da.“ Er stolperte einige Schritte weiter bis zu einem der vergitterten hohen Fenster.

„Wer hat dees than?“

Und Ebelein wies auf das ganz verbogene und zerrissene Drahtgitter, das nur vorsichtig wieder zusammengehängt war. Kasfl war noch sprachlos.

„Gegenüber ist Dei Kammerfenster. Und so dumm bist, daß D' net amal an Umweg machst, wenn D' bei der Nacht einsteigt zu Deiner Saupanscherei, — nei, — gradaus tappt des Viech. Da, da siecht mers. Die Tappen im Schnee!“

Kasfl sah hinaus. Wichtig, von seinem Fenster her, das zur ebenen Erde im Seitengebäude lag, gingen die Fußstapfen.

Ringelmann ahnte sofort, wie's zusammenhing; der Toni hatte auf diesem wahren Satanspfad sich die Flaschen geholt, so das Verderben des Kasfl still vorbereitend, wann dieser einmal nicht zu Haus war. Welches Glück, hatte wohl Toni gedacht, daß Kasfl zufällig allein in jenem Zimmer wohnte!

Endlich hörte man Kasfl's Stimme. Seine Entrüstung und seine Beteuerungen wurden immer lauter, unterbrochen durch das Zanken des Alten, der von nichts Vernünftigem hören wollte. Er humpelte scheltend wieder auf den Hof hinaus, wo Gruppen Neugieriger standen, und Kasfl folgte, bleich vor Zorn. Immer hitziger wurden die Worte, bis der Alte, zitternd und schäumend vor Wut, ihm kündigte, ihn geradezu auf die Straße setze; als er dabei zufällig den Toni erblickte, der an der Kellerthür stand, erklärte er auch diesem seine Entlassung; dann rief er, sich besinnend, daß noch ein andrer Mißliebiger da sei, nach dem Hut; alle, alle die Leute sollten sofort, augenblicklich, zusammenpacken, und schauen, daß sie weiterkämen.

„Und 's Geld für'n Monat zahl i no drauf!“ schrie er, „nur daß i 's los bin und 's Haus rein wird von dem G'fudel. Wo ist der Ringelmann!“

Jetzt eilte auch dieser hinab, um sofort sein volles Teil Wut und Aerger vom Alten zu bekommen, den die Schmerzen im Fuß, der Zorn über die entdeckte Panscherei und, vielleicht im Geheimen mehr als alles, die Enttäuschung über Kasfl, unsinnig machte.

Dann schleppte sich Ebelein bis zum Wagen, den er laut stöhnend vor Schmerz, bestieg und fuhr fort.

Ringelmann aber eilte ins Comptoir, holte seinen Hut und lief zu Mindelheimer. Dort erfragte er hastig die Namen der Spekulanten, die Haas begünstigten; dann stürzte er nach Hause, packte den Koffer und fuhr abends selbst nach Würzburg.

Morgens, kaum von der Fahrt erholt, und sobald die vorrückende Vormittagsstunde es erlaubte, trat er in die Weinstube des Herrn Haas ein. Denn er wußte ja, Haas war in München. — Auf dem Wege vom Bahnhof herein hatte er schnell eine Botschaft an einen Bekannten geschickt und ihn in die Haas'sche Weinstube bestellt.

Es war noch keine Renaissance-Weinstube, in die er jetzt trat, es war ein bunt tapeziertes, schmales Lokal im alten Hause, fränkisch von vorn bis hinten, aber nett und ehrbar. Und ein paar bunte Mützen hingen an den Haken, ein paar

Zeitungen und Fahrpläne. Duntbehäuderte junge Gäste saßen vor hohen Gläsern mit Schorlemorle. Und — Frau Haas unterhielt sich mit ihnen von ihrem Compoirtischchen aus.

„Frau Haas, Größ Gott!“ rief Ringelmann ungentert wie ein Stammgast, und ging auf sie zu, gab ihr die Hand, überfah weltmännisch das Erstaunen und die Verwirrung der überrumpelten Frau, und legte ab. Dann zog er einen Stuhl nahe an ihren Sitz und überschüttete sie flugs mit einem Strom von Fragen.

„Der Mann? In München, so. — Na, und die Kleinen? — Was, keine? Und 's Geschäft? Zufrieden, kann mir's denken. — Dann ein feines Urteil über die Sorte, die er bestellt und die ihm die Kellnerin gebracht. Und Frau Haas hatte gar keine Zeit, nach dem Hollerbräu zu fragen — das heißt, sie hätte es ohnedies nicht gern gethan — und er wurde immer schärfer mit seiner Fragerei.

(Fortsetzung folgt.)

## Meister Delze.

(Johannes Schlaf.)

Es ist eigentlich eine wunderliche Erscheinung, daß Schläfs Dichtung gerade jetzt von zwei Berliner Bühnen an zwei auf einander folgenden Tagen aufgeführt wird. Das naturalistische Drama ist zwar in der Praxis noch nicht überwunden, wenigstens nicht durch deutsche Leistungen, aber kritisch ist es doch recht scharf mitgenommen und in seiner Unzulänglichkeit erkannt. Hier und da sängt man sogar schon an, hochnäßig zu werden und den Naturalismus zu behandeln, als hätte er nicht Thaten aufzuweisen, von denen wir heute noch alle miteinander Gutes genießen. Das ist unangenehm, ändert aber nichts an der Thatsache, daß der Naturalismus nun einmal im Niedergang ist. Sein begabtester Vertreter — Gerhart Hauptmann — ist insofern fahnenflüchtig geworden, als er über seine bisherige Kunstform hinausstrebt. Er hat sie ganz gewiß bisher noch nicht verlassen, aber es steht ebenso fest, daß sein guter Wille ihn nicht zurückhält. Wenn er in seinem nächsten Drama wieder naturalistisch fromm sein sollte, darf man vollkommen überzeugt sein, daß nur die Not ihn so tugendhaft macht. Es erscheint also merkwürdig, daß man in diesen Tagen des naturalistischen Herbstes den „Meister Delze“ aus der Gruft heraufkaut, in die man ihn undankbar genug versenkt hatte. Es erscheint um so merkwürdiger, als Schlaf nicht durch spätere dramatische Leistungen die Notwendigkeit hervorgehen hat, den „Fall Delze“ sozusagen einer Revision zu unterziehen. Die „neue Thatsache“, die auch im Westfälischen für eine derartige Revision notwendig ist, hat er nicht beizubringen vermocht. Wenigstens ich habe nie die Ueberzeugung gewinnen können, daß nach seinem „Meister Delze“ auch ungleichwertige Leistungen zu erwarten wären. So ist die Neuaufführung keine Erscheinung, die mit der allgemeinen Situation oder mit dem besonderen Schaffen des Dichters zusammenhängt, sondern im letzten Grund ein Zufall, hervorgerufen durch den erfreulichen Umstand, daß im „Berliner Theater“ unter Lindau sich frisches Leben regte und daß man auch in der „Freien Volls-bühne“ von der sonst genährten Verachtung der Buchdramen einigermaßen zurückgekommen ist. Beide Bühnen brauchten ein litterarisch interessantes Stück, das in Berlin noch nicht viel gegeben wurde, und so griff man in beiden Theatern nach dem „Meister Delze“. Das soll keineswegs so etwas wie ein Vorwurf sein — wir sind von dem deutschen Querkopf-Idealismus, der ein gutes altes Stück ablehnt, weil er ein gutes neues Stück haben möchte, recht weit entfernt. Die Aufführung des „Meister Delze“ rechnen wir beiden Theatern als ein Verdienst an und wünschen aus aufrichtigem Herzen, daß ihr Beispiel in entscheidenden Städten des Reichs Nachfolge finden möchte.

Schlafs Dichtung muß nämlich nach unsrer Meinung mit großem Respekt behandelt werden. Im Mittelpunkt steht der Tischlermeister Franz Delze. Seine Mutter war mit einem wohlhabenden Kleinbürger verheiratet und brachte damals den Franz mit in die Ehe. Beide haben einen Mord auf dem Gewissen — sie haben gemeinsam den zweiten Ehemann umgebracht, weil sie fürchteten, er könne ein Testament zu ihren Gunsten doch schließlich zu Gunsten seiner lieblichen Tochter Pauline abändern. Die alte Mutter hat darüber den Verstand verloren und fastet in ihren irren Phantasien allerlei schauerliche Geschichten zusammen. Dann und wann gellen ihre wahnsinnigen Schreie durch das Haus. Der Sohn hält sich mit einer Art verbissener Verbredelhaftigkeit aufrecht. Den lieben Gott betrachtet er als eine Vogelschenke, um die dimmen Spagen aus den Kirchen fernzuhalten. Macht haben und die andren treien — das ist's. Er glaubt nicht an eine Fortdauer nach dem Tode und zieht daraus mit Verbredelhaftigkeit den Schluß, im Leben nach Lusten verworfen handeln zu können. In dem kleinen mitteldeutschen Marktstädtchen, in dem er lebt, meidet man ihn. Er will das gar nicht anders. Er ist verschlossen, verbissen, cynisch und hämisch. Seine einzige Freude besteht in der Verachtung und Verhöhnung seiner Mitmenschen. Dazu kränkt er, hüstelt und sängt auch schon an

Blut zu speien — die Schwindsucht meldet sich und zwingt ihn, das Haus zu hüten. Natürlich geht es unter diesen Umständen mit der Tischlerei zurüd. Da er wohlhabend ist, kümmert er sich nicht darum. Er läßt Geschäft Geschäft sein und lebt nur im Gedanken an seinen Sohn Emil, der die Tertia des Gymnasiums besucht. Emil soll „Pastor“ werden — die haben am wenigsten zu thun und verdienen das meiste Geld. Außerdem gewährt es dem alten Delze eine cynische Freude, seinen Sohn im geistlichen Gewand zu denken. Sein Sohn wird Pastor von dem Geld, das er mit seiner Mutter durch Mord erworben hat — hähä! Franz Delze freut sich.

Da kommt eines Tags Pauline, die leibliche Tochter, ins Haus. Sie ist verheiratet und es geht ihr nicht besonders. Der Mann trinkt ein wenig, und das Geld will nirgends reichen. Armut am Morgen und Armut am Abend — eine andre Melodie kennt ihr Leben nicht mehr. Sie kommt in ihr altes Heim, in dem nun der Stiefbruder Franz herrscht, um sich ein wenig durchzuresen. Ihr kleines Töchterchen hat sie mitgebracht, damit es rote Waden kriegt. Wenigstens erzählt sie, daß sie kommt, um einmal wieder bessere Tage zu sehen. In Wirklichkeit hat sie ihre besonderen Absichten, die wohl für sie die Hauptsache sind. Wie konnte der Vater so früh sterben? Er soll einen Schlaganfall gehabt haben. Wahrscheinlich, der sah gerade aus, als ob ihn der Schlag rühren könnte. Und warum mußte er gerade sterben, als er zu ihrer Hochzeit reisen wollte? Fürchtete man etwa, daß ihre Nähe ihn veranlassen könnte, das ungerechte Testament zu ändern? Diese und ähnliche Fragen verlassen Pauline nicht mehr. Der Verdacht, daß ihr Vater keines natürlichen Todes gestorben sei, ist rege geworden und läßt sich nicht mehr beschwichtigen. Darum sucht sie das Haus ihres Stiefbruders auf und alles, was sie hier sieht, bestätigt den Verdacht.

Aus welchem Grunde ist die Alte wahnsinnig geworden? Wie kommt es, daß immer etwas von einem Mord in ihren wahnsinnigen Redereien spukt? Und dann der Franz, der hämisch und boshaft durchs Haus schleicht und ganz auszieht, als ob er einen Menschen aus dem Wege räumen könnte! Der Verdacht erhebt sich fast zur Gewißheit und Pauline wird nun die Rächerin ihres Vaters und die Peinigerin ihres Bruders. Franz durchschaut ihre Absichten, aber immer wieder weiß sie ihn lung zu entriemen. Sie ist eine energische und starke Natur und daneben mit großer weiblicher Verklagenheit ausgerüstet. Sie spielt mit dem Bruder wie die Kage mit der Maus. Unter der Maske der Freundschaft bringt sie immer wieder das Gespräch auf den verstorbenen Vater, auf allerlei Spulgeschichten und auf die Woddyphantasien der Alten. Es gelingt ihr schließlich auch, den Bruder durch ihr raffiniertes Schmeicheln in eine so wahnsinnige Erregung hineinzubringen, daß er einen Blutsturz bekommt.

Im letzten Akt liegt er im Sterben, und mehr wie einmal ist er, geplagt von Todesangst, nahe daran, sein Geheimnis preiszugeben. Aber immer wieder beißt er die Zähne zusammen und schweigt — und schweigend und mit trohig zusammengebissenen Zähnen stirbt er schließlich und betrügt Pauline so um die letzte Frucht ihres heimlichen Kriegs.

Die Dichtung ist — wie fast alle dramatischen Leistungen des Naturalismus — eine Novelle. Aus dem Lager der Phylister wird wieder der Einwand kommen, daß der Stoff so „quälend“ sei. Falls aber wirklich in der Dichtung etwas quälend wirken sollte, ist der Stoff ohne jede Schuld. Im Bereich der Kunst liegt das Quälende nie im Stoff, vielmehr liegt es immer und immer in Mißverhältnis zwischen Kraft und Wollen. Laster und Verbrechen können so dargestellt werden, daß wir unsre helle Freude daran haben, weil wir die starke Kraft spüren, die in der Schilderung waltet. Andererseits kann ein Schwankmotiv uns in entsetzlicher Weise quälen, weil der Autor sich müht und müht und nie über Banalität und Dürftigkeit hinauskommt. Wenn in der Dichtung von Schlaf also wirklich etwas Quälendes steden sollte, bitten wir höflich, den Stoff in Ruhe zu lassen. Wir möchten nicht, daß man wieder einmal die düstern Stoffe verdächtigt, um dann so nebenher für die angeblich heiteren Schwänke des Herrn Blumenthal Reklame zu machen.

Erich Schlaikjer.

## Sonntagsplauderei.

Schon Schiller oder irgend ein anderer dichterisch erwerbsthätiger Mann hat einmal irgendwo gereimt:

Drum soll der Säger mit dem Schuttmann geh'n;

Dem beide stehen auf der Menschheit Höh'n.

Für den genauen Wortlaut kann ich mich nicht verbürgen; denn ich citiere nach der Wilow-Rheinbabenischen Klassiker-Ausgabe — mit der tiefgründigen Vorrede des Herrn v. Köller, — in der die teilweise veralteten Produkte auf das Niveau der modernen deutschen Bundesrats- und Ministerische gebracht worden sind.

Mögen aber auch die beiden Verse nicht mit antiquarischer Genauigkeit wiedergegeben sein, man erkenne auf den ersten Blick, daß sie einer revolutionären Zeit entstammen, die keinen Sinn für Subordination und Autorität hatte. Niemand würde heute wagen, einen Schuttmann, den Aufsichtsrat Gottes auf Erden, auf die gleiche Höhe der Menschheit zu stellen wie einen Künstler, der nicht einmal ein Patent, einen Gewerbebeschein oder auch nur ein Kontrollbuch besitzt; selbst der Befähigungsnachweis ist ja in den allerersten Fällen erbracht.

Allerdings gehören Säger und Schuttmann in gewisser Hinsicht zusammen, aber nur in der Weise, wie der Gefangenen-Transporteur

mit dem Einbrecher geht: der Schutzmänn ist von Amts wegen verpflichtet, mit dem Sängler zu gehen, um ihn auf Schritt und Tritt zu beaufsichtigen, ob er nicht irgendwie gegen Ordnung und Sitte, und überhaupt gegen die Gesetze des Landes verstößt. Ein Künstler ist der leibhaftige dolus eventualis, der jeden Augenblick hinreichend verdächtig ist, im Innersten seiner schwarzen Seele die Absicht gewälzt zu haben, entweder die Grundlagen des Staats zu untergraben, oder die Religion zu schmähren, oder die Klassen gegeneinander aufzuheben oder das Schamgefühl gründlich zu verletzen oder Ehe und Familie anzugreifen. Daraus folgt, daß so ein Mensch weit schlimmer und schwieriger zu beaufsichtigen ist, als etwa ein Raubmörder. Ein Mann des letztgenannten Berufs läßt sich in der Regel mit einem oder höchstens zwei bis drei Fällen begnügen; merkt er dann, daß er doch nicht von der Polizei entdeckt wird, so giebt er das Handwerk auf, dieneil es den Reiz der Spannung für ihn verloren hat; wenn er seine Schlaubheit nicht mehr anzustrengen braucht, um den Häschern zu entweichen, dann lohnt es sich nicht mehr, rüchfällig zu werden. Auch ein Raubmörder will nichts ohne Schweiß von den Göttern geschenkt erhalten. Wird so ein Kerl aber doch einmal versehentlich ertappt, vielleicht weil er seine Visitenkarte bei seinem Opfer zurückgelassen, so entschwindet damit für ihn die Möglichkeit überhaupt, sein Gewerbe fortzusetzen.

Anderes mit den Kunstthätern. Da die moderne Humanitätsbubelei es so weit gebracht hat, daß man diese Verbrecher weder auf Scheiterhaufen scheidet, noch auf Lebenszeit ins Zuchthaus sperrt, sondern höchstens mal ein, zwei Jahre ins Gefängnis bei reichlicher Nahrung und guter Behandlung verbannt, so ist es klar, daß sie Tag und Nacht mit frechem Hohr in fortgesetzten Missethäten schwelgen. Das erschwert die Aufgabe des Schutzmänn ins Ungemeine.

Dann aber vermehrt ein fernerer Umstand die Schwierigkeiten der polizeilichen Kunstausicht. Kein Schutzmänn fühlt die Verpflichtung, einen Einbrecher davon zurückzuhalten, daß er sein Werk ausführt. Erst nach vollendeter That erwacht das amtliche Interesse. Gingen in Sachen künstlerischer Beschäftigung ist der polizeiliche Pflichtenkreis erweitert. Der Amtsleid und das Dienstreglement des Schutzmänn zwingt ihn vor die Aufgabe, zu ver h i n d e r e n, daß verbrecherische Worte, Töne, Farben, Gesten überhaupt zur vollendeten That werden. Der Schutzmänn muß unter allen Umständen die Abtreibung solcher Früchte bewirken. Zu diesem Zwecke wurde die discrete Anstalt gegründet, die man C e n s u r nennt.

Die unendlich schwierige Frage liegt darin, was „solche“ Früchte sind. In der Dienstausweisung der Censur heißt es einfach: „Die edle, wahre, sittliche Kunst ist gestattet — die niedrige, unästhetische Afsierkunst ist verboten.“ Das sieht sehr klar aus, ist aber für den Schutzmänn doch ein schweres Problem. Es ist unmöglich, das Amt der Kunstpolizei zur allgemeinen Zufriedenheit anzustellen, wenn man keinen festen Maßstab hat, die richtige und die falsche Kunst zu scheiden; am Alexanderplatz in Berlin ist ja bisher kein Baum der Erkenntnis gewachsen, von dem man nur zu naschen braucht, um sehend zu werden. Im allgemeinen hat die angewandte Censur-Kunst bisher nur eine greifbare Regel festgestellt, die dahin geht: „Wahre Kunst ist, was angezogen ist“. Leider kann aber diese durch ihre Bestimmtheit wohlthuende Regel doch nur Geltung haben für das Reich der bildenden Kunst. Was soll man sich aber unter einem angezogenen Streichquartett oder einer angezogenen Tragödie denken? Andererseits ist es wieder klar, daß beispielsweise die doch mindestens zu 25 Prozent ausgezogene Aristokratie, wie sie im Circus oder im Wintergarten dargeboten wird, zur wahren Kunst gehört, was durch den einen Umstand hinlänglich festgewiesen wird, daß Mitglieder des durch Leipziger Gerichtsbeschluss festgestellten ersten Standes im deutschen Reich, daß Offiziere mit Anstand und Vorliebe an derartigen Stätten zu verweilen pflegen.

Auch das Kriterium genügt nicht, daß die wahre Kunst von bereits v e r s t o r b e n e n Künstlern stammt, während die Erzeugnisse der L e b e n d e n unästhetisch sind; der Diktator der Brautnacht und der römischen Elegien ist tot, und Lauff lebt!

Also bleibt die große verzeufelte Pilatusfrage in all ihrer fürchterlichen Ungeheuerlichkeit bestehen: Was ist wahre Kunst? Daraus folgt ferner, daß jeder fühlende Mensch tiefes Mitleid mit den opfermütigen Brüdern von der Polizei haben muß, die nicht müde werden, unablässig trotz der erwähnten gewaltigen Schwierigkeit immer von neuem die wahre und die falsche Kunst zu scheiden — in ihren edlen Bemühungen durch die Noheit der sogenannten öffentlichen Meinung gehindert und höchstens durch geistig und sittlich höher stehende Organe, wie „Germania“ und „Reichsbote“ ein wenig gefördert.

Es war fürwahr kein Heldennut, als der amtsrichterliche Kunstmüller des deutschen Reichstags dieser Tage im Parlament über die angelobten oder auch wirklichen Mißgriffe der Censur lästerte. Auch Herr Müller von Weiningen scheidet ja zwischen Licht- und Schattenseiten der Kunst. In welche Verlegenheit würde er selbst geraten, wenn er die Pflicht hätte, von Amts wegen die Lichtseiten freizugeben und die Schattenseiten zu streichen! Er würde den Sudermann dann sicher auf die Menschheit loslassen, während Leute mit nicht-müllerischem Geschmac auf vollständige Streichung dieses Autors plaidieren würden. Ganz mit Recht gerieten zwei lebendige Geheimräte ob der unberechtigten Angriffe auf die hoch verdiente Kunstreinigungsbehörde in lobenden Zorn sittlicher Entrüstung. Jeder Menschenfreund, der es ernst mit dem Seelenheil des Volks nimmt, muß in diese Ent-

rüstung einstimmen. Kann nicht wirklich auch ein Jodler zur falschen Kunst gehören und bedarf deshalb dringend der polizeilichen Storrektion? Ich wenigstens habe schon Jodler gehört, Jodler, Jodler, von denen ich ohne weiteres annehmen mußte, daß ein mit sittlich reinem Empfinden begabter Schutzmänn sich leicht sehr unsaubere Dinge dabei hätte vorstellen können.

Herr Müller hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Er hat einfach die Beseitigung der Censur gefordert. Na, dann hat man's freilich nicht mehr nötig, sich in die tiefsten Rätzel der Menschheit zu stürzen und polizeilich zu ermitteln, wo die wahre Kunst aufhöre und die falsche anfangen. Herr Müller hat das Problem erwirgt, statt es zu lösen. Und doch glaube ich, gerade ein Abgeordneter hätte bei einigen Nachdenken eine vorzügliche Lösung finden und beantragen können. Zwar die Polizei hat bisher keine zwingenden Vorschriften zu erlassen vermocht, wonach das Laster von der Tugend mit unschbarer Sicherheit getrennt werden könnte. Dagegen besitzt das Parlament bereits diesen Stein der Weisen. Der Reichstag weiß ganz genau, was sich scheidet und was sich nicht scheidet, er beherrscht die Geheimnisse der Würde des Hauses und die Gesetze des Anstands; denn er erfreut sich einer Geschäftsordnung und eines Präsidiums.

Wir haben erst kürzlich mit Staunen an einem merkwürdigen Fall die veredelnden Wirkungen des Parlaments wahrgenommen. Derselbe Herr v. Frege, der außerhalb des Hauses Socialdemokraten als grüne Jungen beschimpfte, ist durch den Präsidientensessel so verfeinert worden, daß er heftiges Seelenreihen empfand, als unser Bebel den Stöcker, wenn auch nur in hypothetischer Form, einen infamen Kerl nannte. So untrüglich leitet die parlamentarische Ordnung zum Guten.

Wohlan man führe auch in der Kunst die parlamentarische Ordnung ein. Man ersehe den Censor durch den Präsidenten, der darüber wacht, daß keine in Schauspielen handelnde Person eine unparlamentarische Handlung oder Aeußerung begeht. Graf Ballestrem richte in den nächsten Ferien zu diesem Behufe eine Senate parlamentarischer Ordnung ein, aus der dann die neuen Censoren hervorgehen, die keine Mißgriffe mehr begehen sondern mit nie irrender Sicherheit feststellen, was parlamentarisch erlaubte und was unparlamentarisch verbotene Kunst sei.

Die Kunst selbst wird aus solcher Einführung der parlamentarischen Sittengesetze einen ungeheuren Aufschwung entnehmen. Ein sichtsicherer Blick in die Weltliteratur zeigt zur Genüge, daß all die traumigen Vorgänge, die in den Dichtungen sich ereignen, diese majestätischen Frevler wider das Strafgesetzbuch, in der Regel aus einem höchst unparlamentarischen Verhalten der Personen zu einander ergeben. Würde hier rechtzeitig eingegriffen, würden die Personen gehindert werden, sich zu beleidigen und zu beschimpfen, so würde in der Regel die entscheidende Ursache der nachfolgenden Verbrechen und damit diese selbst beseitigt werden. Würde es beispielsweise ein Kunstpräsident den beiden Heldinnen in den Nibelungen verwehrt haben, sich so wordsmäßig unparlamentarisch anzuführen — viel Blut wäre erspart worden. Die ganze Kunst wird derart eine bessere, freundlichere Färbung erhalten, wenn man ihr die guten Sitten des deutschen Reichstags zur Bedingung setzt.

Um ein Beispiel aus der Praxis zu geben:

Im ersten Teil des Faust trifft Gretchens Bruder Valentin nämlich vor Gretchens Fenster mit Faust und Mephistopheles zusammen. Bei Gretche tritt Valentin, als Mephistopheles seine Serenade gesungen, wütend vor und schnaubt ihn an.

„Wen lockst Du hier?“ Beim Clement!

Hier bereits muß der Kunstpräsident seines Amtes walten und zu Valentin bemerken: Diese Flüche entsprechen nicht der Würde der Kunst; ich rufe Herrn Valentin zur Ordnung.

Dieser fährt fort:

„Vermaledeiter Rattenfänger!“

Sofort springt der Kunstpräsident ein: Herr Valentin hat ein Mitglied dieses Dramas einen vermaledeiten Rattenfänger genannt. Das ist unzulässig, ich rufe den Sprecher abermals zur Ordnung. Ich bitte dringend, daß der verehrte Herr sich in seinen weiteren Ausführungen mäßigt und mache ihn auf die geschäftsordnungsmäßigen Folgen eines nochmaligen Ordnungsrufs aufmerksam.

Doch Valentin ruft unbekümmert:

„Zum Teufel!“

Da tönt schrill die Glocke des Präsidenten: Herr Valentin, Sie haben wiederum ein kunstparlamentarisch durchaus anstößiges Wort gebraucht. Ich rufe Sie deshalb zum drittenmale zur Ordnung und entziehe Ihnen das Wort.

Valentin darf insolge dessen nicht weiter reden, er muß die Bühne verlassen, wird mithin nicht tot gestochen und alles kommt anders, besser, tugendhafter und erfreulicher . . .

In dieser Richtung also liegt die einzig mögliche Reform der Censur. Das hätte Herr Müller fordern müssen. — J. o. c.

## Meines Feuilleton.

th. Eine Unterhaltung. Am Kottbusser Thor hielt der Wagen noch einmahl. Es stiegen neue Passagiere ein, drei Damen. Die eine blieb auf dem Perron stehen, die beiden andern gingen in das Innere des Wagens hinein. Mutter und Tochter, gar nicht zu ver-

Kennen, sehr elegant, in Trauer. Die Tochter ließ sich mit einem Seufzer auf den Sitz gleiten. „So, das wäre geschafft!“

Die Mutter nahm ihr gegenüber Platz: „Ja, is man gut, daß wir mitgekomen sind. Hab ja aber gleich gesagt, Lotte, wir hätten soll'n 'ne Droschke nehmen, nach den Kirchhöfen is 's nachmittags immer so voll.“

„Na, nun sitzen wir ja.“ Die Tochter strich an ihren Handschuhen. „Aber Nieme wird frieren draußen.“ Sie beugte sich vor und nickte der jungen Dame auf dem Perron zu. Die Mutter lächelte und nickte gleichfalls. „Na sie hat ja ihren Pelztragen um, und da wer'n ja auch schon Plätze leer. Komm her zu uns, Mieze!“

Das junge Mädchen vom Perron kam herein. Sie trug einen Kranz, Lorbeer und weiße Rosen. Vorsichtig balancierte sie ihn vor sich her und ließ sich neben der alten Dame nieder.

„Onkel Fritz ist schon draußen?“

„Mein Mann?“

„Papa ist ja schon mit dem vorherigen Wagen mitgekomen,“ sagte Lotte.

„Is aber komisch, daß wir uns hier getroffen haben.“

Lotte nickte: „Ja, so 'n Zufall. Du, aber weißte, den braunen Pelz hättest Du eigentlich nicht ummachen sollen, das sieht doch dumm aus zum Begräbnis.“

„Gott, is doch man 'ne Cousine.“ Die alte Dame zuckte die Achseln.

Lotte sicherte: „Wie viel Schwänze nur das Ding hat!“

„Noch lange nicht so viel wie Deins!“

„Sieben hab' ich ja man.“ Lotte hob die einzelnen Enden ihres schwarzen Pelzkollers in die Höhe.

„Vierzehn.“

„I wo: sieben!“

„Aee, vierzehn. Jeder Schwanz is aus zwei Schwänze.“

„Na, wenn Du so rechnest, hast Du zwanzig.“

Sie lachten beide.

Die Mutter hatte indessen aus dem Fenster gesehen. „Is ja schon halb dreie.“

„Ach herrje, wann is denn 's Begräbnis?“

„Um dreie.“

„Denn kommen wir noch zeitig genug.“

Lotte machte ein nachdenkliches Gesicht: „Der arme Felix, nun muß er schon in die Erde!“

„Ja, es ist so plötzlich gekommen,“ die Mutter wiegte das Haupt — „und Weihnachten war'n wir noch so vergnügt zusammen!“

„Und Fastnacht wollte er noch mittanzen.“

„Die Quadrille, ach Jott ja! Ist denn Dein Kostüm schon fertig, Mieze?“

„Aee, Tante, nächste Woche erst. Aber fein wird's, rosa Atlas mit Filztern.“

„Ach ja, Du gehörst ja zur rosa Gruppe. Lotte trägt Hellblau mit Wachsperlen. War Felix eigentlich blau oder rosa?“

„Er wollte ja rosa gehen, weil Trude Burger auch rosa geht.“

„Ja, der arme Felix! Aber eigentlich konnte er gar nicht tanzen.“

Lotte seufzte, dann richtete sie sich plötzlich auf: „Kinder, wißt ihr, ich habe aber schrecklichen Hunger.“

„Habe ich Dir ja gleich gesagt. Siehste!“ Die Mutter machte ein strafendes Gesicht. „Warum stehste zwei Stunden und brennst Dir die Haare? Hättest lieber mitessen sollen.“

„Na, ich hatte doch keine Zeit“, — Lotte maulte — „aber Mama hat wirklich ordentlich gegessen, vier Eier und zwei Kofeleiten.“

„Besser, als wenn ich hungere.“

Mieze gähnte: „Ich habe auch nicht gegessen, ich esse nachher draußen wo was. Oder ich fahre mit zu Lohmanns und trinke da Kaffee. Die haben auch immer so schönen Kuchen. Geht Ihr auch mit zu Lohmanns?“

„Ich komme mit,“ sagte Lotte, „ich will noch was hören von Felix, und wie er gestorben is. Gott die arme Tante Lohmann! Au so der einzige Sohn!“

„Ja, sie soll ganz außer sich sein, Frieda hat es mir erzählt.“

„Den ersten Tag war sie gar nicht zu beruhigen. Sie wird wohl auch nicht mit draußen sein. Na, grüßt sie nur von mir.“

„Kommst Du denn nicht mit hin, Tante?“

„Mama hat sich ja noch nicht angezogen,“ sagte Lotte.

„Ach soo — heut abend für'n Verein! Kommst Ihr hin?“

„Ja, natürlich!“ Lotte lachte wieder ins Muff, ihre Augen bligten: „Ich will ja mit Doktor Möller Knallbonbons ziehen. Du kommst erst später. Nicht wahr?“

„Ja, wenn's Konzert zu Ende ist. Du gehst wohl gleich von Lohmanns aus? Willste denn aber so schwarz gehen?“

„Is ja Seide.“ Lotte strich über ihren Rock.

„Ich habe aber auch 'n roten Sammettragen in der Tasche, den binde ich mir in der Garderobe noch um!“

„Schwarz macht interessant,“ sagte die Mutter. „Was haste 'n eigentlich für den Kranz gegeben, Mieze?“

„Zwei Mark fünfzig,“ das junge Mädchen hob das kostbare Gewinde in die Höhe.

„Viel zu teuer, den hättest Du draußen viel billiger bekommen.“

„Sind aber frische Blumen, Mama! Lotte hob die weißen Rosen auf.“

„Na wenn auch, draußen sind sie aber viel billiger. Ich kaufe erst draußen.“

„Ja, da kriegen wir sehr schöne Kränze zu 'ner Mark 's Stück; nentlich haben wir auch draußen gekauft, aber prachtvoll, sage ich Dir Mieze.“

„Na, und wenn man selbst zwei Groschen mehr geben muß, dann brauchst man sich doch nicht damit zu schleppen.“ Die Mutter warf den Kopf zurück. „Ja so für drei Mark will ich ja auch nehmen, das muß man doch schon anstandshalber, sonst wird nachher geredet.“

„Aussteigen, — wir müssen ja aussteigen, Kinder, — Lotte sprang auf — „hier ist ja schon der Hermannplatz!“

„Herr Gott ja, der Hermannplatz!“ Die beiden andern erhoben sich gleichfalls. Die Mutter schob durch den Wagen. Die Mädchen folgten ihr etwas langsamer.

„Da drüben steht Papa! — Ach und Möllners sind bei ihm, jetzt haben sie uns gesehen.“ Lotte hob den Muff und winkte hinaus, dann gab sie der Cousine plötzlich einen Schubs: „Du, da drüben kommt auch Assessor Berger.“

„Wo?“

„Da, und mit 'n Cylinder.“

„Uff ja mit 'ne Angstströbre.“ Sie lachten beide in die Muffen.

Die Mutter, die schon halb auf dem Trittbrett stand, drehte sich um: „Aber Kinder, seid doch nicht so laut! Was sollen denn die Verwandten denken, wir sind doch hier in tiefer Trauer. —“

### Humoristisches.

— Das Höchste. „Sag, Hannes, was würdest Du thun, wenn Du der reichste Bauer im Dorfe wärst?“

„I, i' woll' Euch schon zeig'n, was a' reicher Bauer is! . . . Berflag'n ihät' i' d' ganz' G'meind' missamt' m' Bürgermeister!“ —

— Gemütlich: Der Nachtzug der Lokalbahn fuhr in die Haltestelle ein, die in abendlichem Herbstdunkel lag, und wollte eben mit unterminderter Schnelligkeit dieselbe am ander'n Ende des Bahnhofes wieder verlassen — als aus der Finsternis eine Stimme erscholl: „He! Anhalten! Mitnehmen!“

Keuchend stand die Lokomotive. Das Zugpersonal lief zusammen. Was gab es? Was war's? . . . Nun denke, ein Mensch: Ein Passagier! Wahrhaftig ein Passagier, der hier einsteigen wollte.

„Ja, was fällt Ihnen denn ein?“ ruft der Zugführer enttäuscht unter dem Weisal seiner Kollegen. „Das wär' doch noch das Höhere! Das nächste Mal bremsen Sie gefälligst, wenn Sie mitwollen, ein Bündholz an, damit man weiß, daß jemand da ist!“ —

In der ersten Freude. Junger Arzt (Es er nach wochenlangem vergeblichen Warten den ersten Patienten im Wartezimmer erblickt): „Hurra — der erste Patient! . . . Der wird verjoffen!“ — (Flieg. Bl.)

### Notizen.

— Der diesjährige Vertretertag des Verbands deutscher Schriftsteller- und Journalistenvereine wird in Eisenach abgehalten. —

— „Tragödien der Seele“, Schauspiel von Roberto Bracco, deutsch von Otto Eisenschitz, erzielte bei seiner Erstaufführung im Wiener Volkstheater einen Achtungserfolg. —

— „Die Primadonna“, eine Operette von Müller-Norden, fand bei der Erstaufführung im Wiener Carl-Theater eine fremdliche Aufnahme. —

— Eine d-moll-Sinfonie von Hans Hermann hatte bei der Erstaufführung in Kassel einen starken Erfolg. —

— Der Göttinger Richard Wagner-Verein, der seit zehn Jahren besteht, hat beschlossen, sich aufzulösen. —

a. Das Max Klinger-Werk „Vom Tode“, das im Auftrage der „Verbindung für historische Kunst“ geschaffen wird, soll noch in diesem Jahre vollendet werden. —

— Die Künstlerhaus-Ausstellung bringt in diesem Monat u. a. ein noch nicht bekanntes Portrait vom Altmeister Menzel. —

— Keller und Reiner schreiben drei Preise von 1000 M., 600 M. und 400 M. für die besten Entwürfe zu einem Speisezimmer aus. Die Entwürfe müssen bis zum 15. April 1901 eingeleistet sein. —

— Das Leipziger Goethe-Denkmal, das den Dichter aus der Zeit seines Leipziger Aufenthalts als Student darstellt, wird auf dem Rathausmarkt aufgestellt werden. —

— Ideenverkäufer. Die in Leipzig erscheinende „Vitter-Praxis“ bringt folgendes Inserat: „Originelle Ideen, auch bereits kapitelweise arrangierte Entwürfe zu Romanen, Novellen und Dramen offeriert älterer, akadem. geb. Schriftsteller. Nur bereits endgültig eingeführte Kollegen beliebigen Offerten unter G. V. 1900 franko, postlagernd Adlershof-Berlin niederzulegen.“ —